

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 11 (1935)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Der Unsterbliche  
**Autor:** Zollinger, Albin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-755074>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Der Unsterbliche

VON ALBIN ZOLLINGER

Er kennt das gar nicht mehr, dieses lederzähe An-kämpfen gegen den Widerstand der Welt. Er hat auf der ganzen Linie gesiegt, er hat den Erdball erobert, jeder Neger in Afrika weiß seinen Namen, seine Melo-dien mischen sich in den Wind von Kentucky ebenso wie in den von Tasmanien und Korea und Hamerfest und Tananarive und Vancouver; es gibt Platten von ihm, die laufen in den Bars von Rio de Janeiro, Bang-kok, Leningrad, zu Glas abgeschliffen, die Zeitungsun-gen und rotnäsigen Stiefelputzer pfeifen sie schon vor Sonnenaufgang. Den Farmer, wenn er an seinen Schuhen die Würze zertretener Saat in den Ranch trägt, em-pfängt der Prunk seiner Opern. In den Bordellen wohnt er auch, und die Rothaarige, hinter der Wand erwürgt, vernimmt als letztes noch irgendwoher die Lebenslust seines Walzers. Gar nicht abzusehen, wo überall in Thea-tern der Ozean seiner Erfindung aufrauscht. Er ist sieb-zig, man feiert das in Berlin, Yokohama, Kapstadt, Phi-ladelphia, Budapest, Santiago, und er kommt überall hin und sitzt da in seiner berühmten Haut, großgewach-sen und doch wie ein Kind, sieht sich an, was er geschaf-fen hat; es ist viel und erscheint ihm immer wieder neu und anhörnsenswert, oder dann sitzt er aus Artigkeit den Künstlern gegenüber so aufmerksam, und zum Schluß steht er auf wie ein Examenjunge, nur sind es die an-deren, die aufpassen, sie sagen irgend etwas über ihn, den Jubilaren, sie versuchen, ob es gelingt, einen Kranz oder ein Blatt mit einem Gedicht an seine erstaunliche Größe hinaufzuhängen. Es gelingt, er ist ja so gutmütig wie ein Osterstier; nur das gelingt ihnen nicht, die Wahrheit auf dem Grunde seiner freundlich unverbindlichen Miene zu lesen, daß ihn die Ehrung freut, ist ebenso möglich wie daß er sich teuflisch darüber mokiert. Die Wahrheit ist, daß er während alledem mit der Zunge über einen linken oberen Backenzahn fährt und denkt, daß es ver-flucht noch einmal doch eine Karies ist, was er da ent-deckt hat, und daß er zum Zahnarzt muß.

Ja, er lebt, der Gewaltige; allein wer denkt denn im allgemeinen daran, daß das gerade jetzt und immer ist, während wir herumgehen, uns an- und ausziehen; auch damit, daß wir an seinen Wohnort Wien denken, haben wir ihn noch keineswegs aus den Arkadien der Unsterb-lichkeit herabgeholt. Kommen uns nicht geisterhafte Au-genblicke, wo wir sogar das Dasein der Erdeite an-zweifeln? Wir gebrauchen den Namen der Stadt Ir-kutsk, allein wer von uns war in Irkutsk, wer von uns

wird es je sehen! Es ist und bleibt bis zu unserm Ab-gang von diesem Stern ein Vorstellungsinhalt mit der Wirklichkeit und Unwirk-lichkeit eines solchen, Annah-me des Glaubens: Gegrüßt, o all ihr unerreichbaren zau-berhaften Orte Sibiriens, gegrüßt im Vorüberflug dieses Lebens! So ist auch er, die Entrückung gehört zu ihm, und er wird auch jetzt wieder dahin verschwinden, um zu arbeiten, die Flut seiner Hervorbringungen zu meh-ren; seit einem halben Jahrhundert, wo er damit anfang, als ein Auführer mit genialischer Stirnlocke die Prügel der Welt einzuheimsen, hat er nicht aufgehört, Musik zu verstören; ein Ozean hat sich aufgestaut in Parti-turen, Heften, Alben, Grammophonplatten — legenda-ri-sch ist er geworden, überwirklich wie die Sonne am Himmel, welche da ist und nicht da ist, dem Sternreich angehört und doch dem Kuli am Rücken brennt.

Ist das noch ein Mensch, ein solches Allgemeingut, eine solche Koryphäe? Die Rinnale und Bäche und Ströme des Reichtums, der ihm aus allen Landschaften der Zi-vilisation zufließt, setzen seine Kasse unter Wasser. Er ist nicht nur ein Künstler, er ist auch ein großer Herr mit Bankguthaben, Autos, Landsitzen, Dienstboten, Al-mosenfingern. Es läßt sich erwägen, mit welcher Laune er all das genießt: in der melancholischen Uebermüdung eines Mannes, dem es nur deshalb nichts anhaben kann, weil er in seiner Kindlichkeit innerlich gar nicht damit in Berührung kommt, obgleich er das Irdische liebt und gegebenen Ortes mit Hartnäckigkeit für sich zu vertei-digen weiß. Er hat etwas von der Unbekümmertheit eines Tieres, eine prächtige Robustheit wohnt dicht ne-ben seiner Künstlersensibilität; er ist ein Mensch, der sich die unmöglichste politische und menschliche Parteinahme erlaubt, ohne daß man es ihm verübeln möchte, weil ja doch alles bei ihm aus den eigenartigen entwerfenden Gründen seiner Vitalität und Genialität fließt. Er hat die Bedeutung der großen Toten erlangt, lebt aber noch, und darin beruht seine eigenartige Wirkung auf uns. Wo soll er wohnen, wenn nicht in Wien! Es gibt wenige Orte, welche der Belastung mit einer solchen Kostbar-keit standhalten; Wien trägt deren mehrere zugleich, wie eine starke Krone, welche dem Feuer ihrer Juwelen gewachsen ist; es ist den Besitz lebender und verewigter Halbgötter durch jahrhundertlangen Umgang gewöhnt, von jeher hat es ihnen in seinen Kastanienwäldern Ver-steck gegeben.

Da kommt er zur Oper gefahren in seinem Wagen, der Meister, gentlemanlike, von einer sternfernen Freun-dlichkeit, als hätte er es nicht in seiner Gewalt, Sänger und Regisseure und Komponisten und Garderobenfrauen

ihrer Amtes zu entheben, wenn auf dem Grunde seiner Verträumtheit plötzlich der Zorn erfunkelt. Er tut es nicht, er ist zu bedeutend, andere tun es für ihn, das kommt nicht an ihn heran, sein Teil ist olympisches Walten, Macht über das oberste Sternengeglitz. Wel-che Schonung liegt in dem Verhalten des Türschließers, der über die Außergewöhnlichkeit dieses Mannes mit na-türlicher Diskretion hinweggeht. Prinzessinnen lassen sich die Hand von dem Meister wie von einem Onkel küssen — was aber glauben Sie, daß in der Berührung eines Menschen zuckt, der unter der Welt wie unter Starkstrom steht? Die Damen geben sich Mühe, ihren Schrecken vor der unaussprechlichen Geistesabwesenheit seiner Augen zu bekämpfen. Unaufdringlichkeit strömt wie ein Fischgefunkel an ihm vorbei. Tatsächlich sieht er es nicht mehr. Er ist es gewohnt, und bemerkte er es, er wäre es zu müde. Möglicherweise hat er vergessen, daß andere diese Aufmerksamkeit nicht genießen. Er ist ja imprägniert von Ruhm, der Ruhm hat ihn mit Ge-brechlichkeit überhaucht; schon jetzt ist seinem Gesichte die Ueberfeinheit einer Totenmaske eigen. Er riecht förmlich nach Buenos-Aires, Lorbeer, Logenplüsch, Meer-dampfer. Allzulange ist es her, daß das nicht so war mit dem Ruhm, mit den tagtäglichen Audienzen, mit der Ueberschwemmung von Post — der verfluchten Placke-rei! — mit dem Honorareingang, mit den Talentprüfun-gen, mit Kairo, mit den Liebeserklärungen junger sechzehnjähriger Mädchen, mit anonymen Anpöbe-lungen, mit Bettelbriefen. Wahrhaftig, es möchte sein, daß er das alles im Leben des Türschließers auch voraussetzt. Er spränge ihm sonst an die Gurgel. Er kann sie nicht begreifen, die jungen Hähne, die kommen, um sich von ihm an den und den Verlag, den und den Dirigenten, den und den Kritiker, den und den Manager empfehlen zu lassen. Sie in der Fülle ihrer Unbekanntheit! Manchmal denkt er daran, unter einem Decknamen abermals anzufangen. Irgendwo in Ägypten. Einen bis-sigen Hund will er sich anschaffen. Er will einem der jungen Hähne seinen Kummer abkaufen, diesen Kum-mer, der einer frischen Frucht gleicht. Nicht ihre Neu-heit, die er ablehnt; er fühlt sich an Jugend nicht arm; aber ihr Untensein, ihre Unbeschriebeneheit, ihr Vorrat an Lebensjahren, das ist es, was seine Schwermut weckt. Er empfindet den Geruch seiner Jonquilleseife als et-was sehr Herbstliches, das ihn umgibt, und alle Um-schwärmung, das fühlt er wohl, sucht dieses glorios Ab-sterbende an ihm, das einzige, an das er nicht denken kann, ohne daß seine schwärzesten Abgründe in ihm aufwallen.

Dann, während er sich über seine Schuhen bückt, fällt ihm von ungefähr ein Motiv ein, und er hat die Hähne um nichts mehr zu beneiden. Er pfeift.

# Die Rundfunk-Familie

HUMORESKE VON JOSEF ROBERT HARRER

Wenn jemand behauptet, daß die Erfindungen und technischen Errungenschaften nur zum Wohl der Mensch-heit dienen, dann ist das ein unwissender Idealist, ein Dummkopf oder ein Schwindler.

Ich wohne in einem Haus, das früher die Ruhe selbst war. Wie eine friedliche Insel inmitten der tosenden Großstadt stand dieses Haus. Da kam eine Erfindung, eine technische Errungenschaft: der Rundfunk.

Meine Nachbarfamilie stürzte sich auf den Rundfunk wie eine hungrige Tigerschar auf eine Schafherde. Und jedes Mitglied dieser Familie suchte sich ein Schaf heraus.

Von früh bis abends, jeden Tag, jeden Tag, ob es reg-net, ob es schneit, ob es Sommer ist, ob Winter! Immer der Lautsprecher. Anfangs haben sich die sieben Mitglie-der der Familie Pylam zerstritten. Vater Theodor wollte nur die wissenschaftlichen Vorträge hören, Mutter Julie die Symphoniekonzerte und Opern, Tochter Nelly die Turnkurse, Thea die Tanzmusik, Sohn Ernst die Reise-vorträge, Kurt die Sprachkurse, Anton die aktuellen Vor-träge. Ich mußte alles mitanhören und noch dazu die ewigen Streite. Von sechs Uhr früh bis ein Uhr nachts, zum Wohle der Menschheit!

Aber in verhältnismäßig kurzer Zeit hatte Familie Pylam eine Einigung, einen Hausfrieden gefunden. Jeder durfte das hören, was er wollte, wenn er nur die anderen hören ließ, was sie wollten. Familie Pylam hatte ihren Frieden, ich aber? Ich?

Um sechs Uhr früh hört Nelly den Turnkurs, zu einer Zeit also, da ich erwiesenermaßen im schönsten Schlafe liege, Ich kann nicht anders, ich muß mitturnen. Um sie-ben Uhr lauscht Thea der leichten Tanzmusik. Am Vor-mittag hört Anton die aktuellen Berichte, mittags lauscht Thea wieder der Tanzmusik oder Mama Julie einem Symphoniekonzert, nachmittags sendet man für Papa Theodor einen wissenschaftlichen Vortrag oder einen Sprachkurs für Kurt, abends ertönt für Mama Julie eine Symphonie oder eine Oper, dann kommt wieder Theas Tanzmusik, bis ein Uhr nachts ... Alles zum Wohl der Menschheit.

Da legte ich mir einen kostspieligen Plan zurecht.

Ich sprach Nelly auf der Stiege an.

«Sie werden von Tag zu Tag schöner, Fräulein Nelly!»

Sie lächelte. Sie ist dürr wie ein Besen, ihre Haare sind

aus Stroh, ihre Bewegungen sind eckig, sie ist überhaupt das Gegenteil eines Wesens, das man zum holden Ge-schlecht rechnet. Sie lächelte also. Ich meinte:

«Das kommt vom Turnen, nicht wahr?»

Sie nickte. Ich machte ein ernstes Gesicht und sagte:

«Und doch! Da habe ich einen Aufsatz eines berühmten Sportarztes gelesen, welcher behauptet, daß das Turnen am Morgen sehr schädlich sei. Mit der Zeit würden schreckliche Folgen eintreten. Tatsächlich glaube ich, daß Sie viel blässer seien, seit Sie den Radioturnkurs mit-machen. Oh, erschrecken Sie nur nicht zu sehr! Ich will Ihnen helfen. Zufällig kenne ich den Leiter der Turn-schule «Sprunggelenk». Sie können gratis seine Kurse be-suchen. Wollen Sie? Aber Sie müssen auf den Radioturn-kurs verzichten, schon im Interesse für Ihre Gesundheit!»

Nelly dankt glücklich. Sie besucht «gratis» den Turn-kurs. Daß ich ihn heimlich bezahle, davon weiß sie nichts. Aber ich bin wenigstens vom Turnkurs der Aetherwellen befreit. Ich kann ruhig eine halbe Stunde länger schlafen.

Im Laufe einer Woche habe ich mit der Ausdauer eines Marathonläufers die ganze Familie bewältigt.

Herrn Theodor habe ich das neueste Konversations-lexikon geschenkt, 24 Lederbände, ein Vermögen wert. Er verzichtet auf die wissenschaftlichen Kurse des Rund-funks, er holt sich die Bildung aus dem Lexikon. Frau Julie bekommt von mir Karten für Konzerte und für das Operntheater. Thea geht auf meine Rechnung in Tanz-lokale. Ernst habe ich auf eine Weltreise geschickt, Kurt besucht drei Sprachschulen, Anton zahle ich das Abonne-ment für drei große Zeitungen, so daß er aktuellen Lese-stoff hat.

Ich habe die ganze Familie dem Rundfunk entfremdet. Es hat mich die Ersparnisse der letzten zwanzig Jahre gekostet, ich habe außerdem noch Schulden machen müs-sen. Aber! Ich habe Ruhe, der Lautsprecher der Familie Pylam ist verstummt, das Haus ist wieder friedlich wie zu jener Zeit, da noch nicht die technische Errungenschaft zum Wohle der Menschheit auf die Menschheit losgelassen wurde.

Ich wiegte mich in diesem Frieden, ich bekam wieder

rote Backen, ich konnte wieder schlafen, bei Nacht oder bei Tag, wie ich wollte.

Es war herrlich, ich blühte, Familie Pylam blühte, die Ruhe blühte ...

Aber! Die Ruhe dauerte nicht lange, kaum zwei Wo-chen lang.

Dann wurde ich plötzlich eines Morgens aus dem Schlafe gerissen. Ich traute meinen Ohren nicht. Und doch, ich hörte wirklich, es war kein boshafter Traum.

Aus der Nachbarwohnung erklang der Radioturnkurs. «Und eins und zwei und eins und zwei und halt! Und Beine strecken und Arme strecken und —»

Ich weinte. Ich weinte vor Aerger und Enttäuschung. Vormittags traf ich Nelly. Ich sah sie finster an.

«So halten Sie meinen guten Rat? Sie wollen unbedingt Ihre Gesundheit zugrunde richten? Habe ich nicht gesagt, wie schädlich das Turnen am Morgen ist? Und heute haben Sie doch wieder an diesem gefährlichen Radioturn-kurs teilgenommen?»

Nelly war beleidigt.

«Ich? Herr, was fällt Ihnen ein? Das war doch Thea!»

Mir blieb das Herz stehen.

«Thea? Ja, seit wann interessiert sich Ihr Fräulein Schwester für den Radioturnkurs, für das Turnen über-haupt?»

Nelly zuckte die Achseln. «Was weiß ich?»

... Und nun kam es Schlag auf Schlag. Nun hörte Frau Julie die wissenschaftlichen Vorträge des Rundfunks, Herr Theodor lernte die Sprachen, Anton interessierte sich für die Reisevorträge, Nelly lauschte der Tanzmusik und Kurt den aktuellen Rundfunkberichten. Es war wie in der schwersten Zeit. Und ich zahlte außerdem den Turnkurs, die Konzert- und Opernkarten, die Zeitungen, die Raten für das Lexikon etc. Nach einiger Zeit kam Ernst von der Weltreise zurück. Bald lauschte er den Sym-phoniekonzerten und Opern des Funks ...

Da stellte ich meine Zahlungen ein. Familie Pylam stritt wieder wie einst. Dann einigte man sich ... Jeder hörte jedes. Und ich?

Ich war arm geworden, ich hatte von sechs Uhr früh bis ein Uhr nachts die Segnungen des Rundfunks neben mir. Was ich zuerst versuchen hätte können, mir eine an-dere Wohnung zu suchen, dazu hatte ich kein Geld mehr. Schließlich, wo in der Welt hätte ich eine vom Rundfunk nicht gesegnete Wohnung gefunden? Ich verstopfte meine Ohren mit Wachs ... Und so verbringe ich meine letzten Tage.